

Das Weib des Entdeckers.

Von J. Waldenier.

Englische Blätter veröffentlichten vor kurzem eine Studie aus dem Tagebuch eines Mannes während seines dreijährigen Aufenthaltes in der Polarregion. Alles, was mir von diesen Publicationen zu Gesicht gekommen, ist von höchstem Interesse. Es war auch voll Reiz für mich, in diesen Blättern den Menschen zu suchen, den Empfindungen nachzugehen, welche die Seele dieses unerschrockenen Forschers inmitten der Eiswüste, in der er festgesetzt war, erfüllten. Er verließ Weib und Kind, angetrieben vom Geiste des Entdeckers und Entdeckers, um an den Nordpol zu gelangen. Viele sind schon an dem Unternehmen gescheitert, sind verschollen und untergegangen. Von Gefahren ohne Ende, kaum zu berechnen, war er bedroht. Das Weib zu Hause soll, wie man mir sagte, ganz mittellos zurückgeblieben sein, entschlossen, sich während der Abwesenheit des Gatten ihr Brod als Sängerin zu verdienen.

Der Mann ist in diesen Tagebuchblättern ganz erfüllt von seinem Unternehmen. Alle seine Gedanken sind auf dieses gerichtet, das seinen Geist unablässig beschäftigt mit Unternehmungen und Betrachtungen. Aber im Leben jedes Menschen gibt es Tage und Stunden, die zur stillen Einkehr in sich selbst zwingen. Auch dieser kalte Entdecker ist nicht frei von ihnen. Die ersten Weihnachtstage im ewigen Eise geht er noch nützlichem Sinnes vorüber. Aber der letzte Tag des Jahres zwingt ihn schon zu wehmüthigen Betrachtungen. „Es war ein langes Jahr“, so schreibt er, „das viel Gutes und viel Schlimmes brachte. Es begann mit Gutes, indem es uns die kleine Eis (ein Töchterchen) schenkte, ein so neues und seltsames Glück, das ich Anfangs gar nicht glauben konnte. Aber die Trennung, die später kam, war unsagbar schmerzhaft. Kein Jahr hat einen größeren Kummer gebracht, als dieses.“ Später gedenkt er der Wäme, die er zu Hause kurz vor seiner Abreise empfand, und er ist wehmüthig, wie lang ihr Schatten sein dürfte, bis es ihm gegönnt sein würde, sie wiederzusehen. Und mit dem Gedanken, gar nicht mehr zu den Seinen zurückkehren zu können, muß er sich nach und nach vertraut machen. „Ich denke“, heißt es, „der Wunsch, den Nordpol zu erreichen, ist eine Eingebung des Teufels der Göttheit.“

Aber mit keinem Worte geentworfener seiner Frau. Er mag sie ja darum recht warm und innig lieben, ich zweifle nicht daran. Aber die Entdecker und Entdeckter sind gar seltsame Leute, darauf will ich hier hinweisen, Leute, die Frauen ganz besonderer Art haben müssen. Der Erfolg krönt das Weib, und stolz begleitet ihn nun seine Frau auf seinem Triumphzug durch England und Frankreich. Mit welchen Gefühlen hatte sie ihn aber verlassen gesehen? Er sieht sich in ein Unternehmen ein, in dem ihm hundertfach der Tod bedroht. Wieviel war der Abschied, den er von ihr nahm, ein Abschied für immer. Und moßte verließ er sie und sein kleines Kind, das ihm der Himmel erlöhnt? Um den Nordpol zu erreichen, den Weg dahin zu suchen, um rein wissenschaftlichen Zwecken zu dienen, Ruhm zu finden. Wie wenige Frauen, die leben, mögen das verstehen! ...

Das Weib des Entdeckers, das Erfinders, des Gelehrten, des Künstlers, des Dichters — es muß ein ungewöhnliches Weib sein. Von allem Anfang an muß sich diese Frau mit dem Gedanken abfinden, nur eine zweite Stelle im Herzen ihres Mannes einzunehmen. Die erste Stelle nimmt die Liebe zum Mann, zur Kunst oder Wissenschaft ein. Ihnen opfert der Entdecker, Erfinder, Gelehrte, Künstler, Poet Alles — selbst das Weib. Und trotz dieser fürchterlichen Nebenbuhlerin im Herzen des Mannes muß die Frau die Rivalin werden, die der Mann — ja mit größerem Heroismus, denn unablässig, täglich und stündlich muß sie sich für sie aufopfern können. Nicht von dem Glück in ihrem Armen träumt der Mann. Er lebt in der Welt der Dichtung oder der Wissenschaft, oder der Gedanken, des Ruhmes, des ewigen Schattens, strebt er nach, feinsten Vergnügen verliert er Weib und Kind. Und erst in der ersten Polarnacht der Ernüchterung, wenn er zu spät erkennt, wieviel alles geopfert zu haben einem Traum, einem Nichts, beginnt er zu empfinden, die heißen Wünsche seines Herzens seien nicht gewesen wie eine „Eingebung des Teufels der Göttheit“.

Nach dem Untergang — wenn das Weib, je mehr man ihm geopfert, immer weiter und weiter in die Ferne rückt — wenn den Hoffnungen und Wünschen die Enttäuschung folgt — wie viele mögen denken und gebacht haben wie man in der Polarnacht! ... Aber er lehrte darum nicht um! Und immer wird es solche Kühn und hinverbrannte Schwärmer geben, die nur der Wissenschaft, Kunst und Dichtung leben, die sich ihnen öffnen und Alles, was ihrem Herzen heuer ist. Und daß dem so, ist ein Glück für die Menschheit, denn ohne sie gäbe es keinen Fortschritt und keine Kultur. Mit ihren Weibern bündeln sie den Boden, wo die Menschheit erntet.

In einer Novelle Paul Heyse's, die hoch der Kunst der Darstellung ganz und gar der „alten Schule“ angehört, da sie einen unwirklichen Vorkriegsschmerz, bildet sich ein junger Gelehrter, weil er nicht im Stande ist, bei seiner Frau Verstand zu finden. Die Bescheidenheit der Auffassung wird sehr fein und feinsinnig durch ein berühmtes Gemälde Tizian's symbolisiert, das im Palazzo Borgese in Rom die

Das National-Denkmal in Berlin.

Seit dem 22. März ist die Hauptstadt des deutschen Reiches um ein öffentliches Kunstwerk, um ein großes Denkmal reicher; unter Entfaltung eines fast übermächtigen zu nennen den National-Denkmal für Kaiser Wilhelm I. durch Kaiser Wilhelm II. enthielt worden. Das eigentliche Denkmal wird von einer offenen, frei durchbrochenen Sandsteinhalle eingetrahmt. Sie stellt sich dar als ein von Doppelsäulen getragener Wandelgang, der auf jeder Seite in einen Pavillon endigt, deren Dachflächen mit einer Quadriga und patinierten Bronze getönt sind. Die Wände der Halle ist mit lebendig be-

malen Sandsteingruppen ausgeschmückt, von denen aus prächtige Ornamente (Waffen, Tropfen, Embleme u. dgl. m.) an den Wandflächen hinunter gleiten. Vor dieser 30 Meter breiten Halle und einige Meter vor dem Sandsteinpavillon vorstehend, erhebt sich nun das riesige, 9 Meter hohe Reiterstandbild Kaiser Wilhelm des Ersten. Zur Rechten des Herrschers schreitet eine weibliche Idealgestalt, wie ein Bote der göttlichen Macht, welche den Kaiser auf seinen Weg zum Gipfel des Ruhmes und menschlicher Größe geleitete, ihn in Gefahren führte und aus ihnen errettete, dabei, und die, wenn nicht die Zügel des Rosses, so doch ein von dem Gehir herabhängendes, breites Band mit der Rechten hält, während die Linke einen Palmzweig trägt. Es ist eine Gestalt von hoher, wunderbarer Schönheit des Kopfes und aller Körperformen, in der schreitenden Bewegung so elastisch schwingend, erhaben und großzügig, wie keine „irdische Weiber“.

In einer Haltung voll schlichter natürlicher Hoheit steht der Kaiser im Sattel, das Haupt mit dem Helm ohne Busch bedeckt, gekleidet in den weiten Feld-

heroischen Frauengestalten mit Bannern in der einen Hand kraftvoll gezieret werden. Sie sind in Kupfer getrieben. Diesen Quadrigen entsprechen über den rückenständigen Pavillon die Sandsteingruppen „Handel und Industrie“ und „Schiffahrt“. Ueber den beiden anderen Ecken der bogenförmigen Verbindungshalle der Pavillons mit der langen Haupthalle erheben sich symbolische Gestaltgruppen, die „Wissenschaft“ und „Kunst“ darstellen. Die Bekrönung der vier Ecken des in dem Denkmal augetragenen Säulenganges bilden ornamentale Gruppen, welche die vier deutschen Königreiche symbolisieren.

Die Gerbermühle. Eine der Stätten, die durch Güthe ihre Berühmtheit erlangt haben, ist die Gerbermühle bei Frankfurt am Main, die demnachst den Abbruch verfallen soll. Der Frankfurter Bankier Johann Jakob von Willemer, der ein großer Freund der Dichtung war und zu den näherrsten Freunden von Güthe's Mutter gehörte, hatte diese früher Mühle zu einem Landhause ausgebaut, in dem er eine schöne Gastfreundschaft übte. Die Hauptanziehungspunkt seines Hauses übte aber keine dritte Gattin, Marianne von Willemer, Marianne, die aus Linz kam, war als vierzehnjähriges Mädchen mit der Truppe eines Balletmeisters nach Frankfurt gekom-

men und bald darauf von Willemer in sein Haus aufgenommen worden. Im September 1814 heiratete sie mit Einwilligung der Kinder den zum zweiten Mal verheirateten Pfleger. Die hochbegabte junge Frau, die allgemein „die schöne Müllerin“ hieß, bezauerte Güthe, der im August und September 1815 auf der Gerbermühle verweilte. Damals entstand jene einigartige Correspondenz in Berlin, der wir, so köstliche Lieder verdanken. Die junge Frau wußte sich so in Güthe's Sinneseart und Ausdrucksweise hineinzuempfinden, daß die von ihr herrührenden später in „Westfälischen Dichtern“ veröffentlichten Dichtungen lange Zeit als Güthe'se galten. Frau Willemer war die Geheimniß ihrer Mitarbeit, die sie erst nach ihrem Tode (1860) bekannt wurde.

Etwas anderes. Würden Ihnen auch schon mal die Pferde durch's Publikum ausgefallen? — Schaulustiger (eines Vorhabens): „Die Pferde nicht, aber meine Uhr.“ — Plüschtreu. Bäuerin: „Geh, Marie, wech' den Water auf, der schläft schon wieder wie ein Wärr, er soll ja alle halbe Stunde seine Schlaftröpfe nehmen!“ — Ja so! A.: „Aber sagen Sie, wie war es doch möglich, daß die Sanitätscolonne bereits nach drei Minuten den Verband angelegt hatte?“ — B.: „Ganz einfach, sie hat den Verletzten selbst überfahren!“

Ausbraten des Specks. Noch ein zweites Mal in dieser Saison verbandete den Amaganetter Fischer das Signal der Lebensrettungsstation, daß Walffische in Sicht waren. Trodem die Brandung sehr hoch ging und in Folge dessen das Wasserlassen der Boote mit nicht geringen Gefahren verknüpft war, zögerten die Männer doch keinen Augenblick, sich auf das Meer hinauszuwagen. Diesmal bestand die Gefahr nicht mehr vor Ufer und als er von der Hartung getroffen wurde, begann er einen Tanz, der für die Boote beinahe dazwischenlag. Allein

Zuf der Walfischjagd.

Am der äußersten Ostküste von Long Island ist das kleine Fischerdörfchen Amaganetter gelegen, dessen Bewohner ihren Lebensunterhalt dem trügerischen Meer schlicht und recht abgemessen müssen. Trodem in Amaganetter der Fremde vergeblich nach Dods oder größeren Fehrgängen umherschauen würde, hat der Ort an der ganzen Küste doch eine gewisse Berühmtheit, denn dort werden die aus dem hohen Norden kommenden Walfische zuerst beobachtet und mancher Beobachter der Tiefe ist von den weitergehenden Amaganetter Fischer erlegt worden. Während des ganzen Sommers und Herbstes begnügen sich die Fischer, den armen Güten in den Dänen verstreut liegen, mit dem Fange der

ordinären Meeresbewohner, allein vom Nahen des Frühlings bis zum Frühlingsommer halten sie Auszug nach dem aus dem hohen Norden kommenden Walfischen. Die Mannschaften der Lebensrettungsstation bekommen solche in jedem Frühjahr zu Gesicht, allein nicht immer ist die Jagd so erfolgreich wie in dieser Saison. Die Amaganetter Fischer wählten das Gebiet des Ozeans noch in weiter Ferne, als sie jüngst das vollkommene Signal „Walfisch in Sicht“ von der Flaggenstange der Lebensrettungsstation im Winde wehen sahen. Im Nu waren die Mannschaften von fünf Walfischbooten von Amaganetter auf ihren Posten und die gesamte Bevölkerung eilte an den Strand, um der Abfahrt der Boote beizuwohnen und ihre Pflichten der Jagd zu verlernen. Die Boote sind für die Jagd auf Walfische eigens gebaut und mit den besten Ausrüstungen, Harpunen u. s. w. versehen. Die Walfische, es waren ihrer drei, tummelten sich etwa sechs Meilen von

der Küste auf dem Meer, und unter dem Commando von „Antel“ Josph Edwards, der auf mancher Walfischjagd Erfahrung gesammelt hatte, steuerte die kleine Flotille auf das Meer hinaus. Kapit. Edwards sollte die Harpune werfen, allein die Walfische, durch den von den nahenden Booten verursachten Lärm erschreckt, verschwanden in der Tiefe. Ermutigt von der vergeblichen Jagd rübrten die Leute nach der Lebensrettungsstation von Napeague, um dort auszurufen, allein sie hatten dieselbe taum erreicht, als die Walfische abermals in Sicht kamen. Diesmal waren die Jäger vorstichtiger und es gelang Capt. Edwards, seine Harpune einem 40 Fuß langen Walfisch in den Leib zu rammen. Mehrere Meilen weit rasste das brennende Thier durch die Fluth, bis es, vom Wutverlust erschöpft, auf der Oberfläche des Meeres still lag und von „Antel“ Josph's Länge der Gnadendoch erhielt. Der Walfisch wurde an's Land bugstrit, wo sich die Strandbewohner von weit und breit zur Begrüßung der glücklichen Jäger einge-

funden hatten. Am folgenden Tage wurde mit dem Ausbraten des Walfischspecks begonnen. Mit scharfen, spatenhähnlichen Instrumenten wurde der Speck in großen Stücken abgetrennt und auf Wagen nach dem Schuppen gebracht, wo er in mächtigen Ketten ausgelassen wurde. Nachdem aller Thran gewonnen war, wurde das Fischfleisch aus dem Rachen gelöst und das Blut zum Verlaufen an ein Museum präpariert. Der Fisch auf \$2000 belaufende Erlös für Thran und Fischfleisch gelangte zu gleichen Theilen an die Mannschaften der Walfischboote zur Theilung.

„Nun, jetzt habt Ihr ja ein Schweifchen bekommen! Da habt Ihr wohl eine recht große Freude!“ — „O noi! Wir hent g'moin, es komm' no' e' Brüberle — no' häitet mer „de hellige drei König“ mache können!“

„Gut gezogen. Wirst Du heute Abend mitkommen?“ „Meine Frau bedauert ledig!“

„Das letzte Mittel. Martha: „Du glaubst nicht, liebe Emma, wie übel ich mit meinem Dienstmädchen daran bin; es tannt gar nichts tochen, alle Tage gibt es verborbene Gerichte und Verdruß bei Tisch.“ — Emma: „Ganz mein Fall voriges Jahr; mein Mann wollte schon gar nicht mehr zu Hause essen — nun, Gott sei Dank, jetzt schmeckt es ihm wieder vorrefflich!“ — Martha: „Hat Deine Anna nun so gut tochen gelernt?“ — Emma: „Rein, sie nicht, aber ich!“

„O hen. Lieber Arthur, wenn Du den Damen gegenüber so oberflächlich bleibst, wirst Du nie Dein Glück machen!“ „Lieber Water, das verstehst Du nicht, oben schwirmt's Fett!“

„Zeitlich. Richter: „Sie gestehen also, das Schwein gefressen, geschlacht, sogar theils geäußert, und mit Ihrer Familie vier volle Wochen davon gefressen zu haben?“ — Alter beschaffter Wagadumb: „Ja, schon, Herr Richter — aber i mein halt immer, d' war dazu hypnotisirt!“

Das National-Denkmal in Berlin.

Seit dem 22. März ist die Hauptstadt des deutschen Reiches um ein öffentliches Kunstwerk, um ein großes Denkmal reicher; unter Entfaltung eines fast übermächtigen zu nennen den National-Denkmal für Kaiser Wilhelm I. durch Kaiser Wilhelm II. enthielt worden. Das eigentliche Denkmal wird von einer offenen, frei durchbrochenen Sandsteinhalle eingetrahmt. Sie stellt sich dar als ein von Doppelsäulen getragener Wandelgang, der auf jeder Seite in einen Pavillon endigt, deren Dachflächen mit einer Quadriga und patinierten Bronze getönt sind. Die Wände der Halle ist mit lebendig be-

malen Sandsteingruppen ausgeschmückt, von denen aus prächtige Ornamente (Waffen, Tropfen, Embleme u. dgl. m.) an den Wandflächen hinunter gleiten. Vor dieser 30 Meter breiten Halle und einige Meter vor dem Sandsteinpavillon vorstehend, erhebt sich nun das riesige, 9 Meter hohe Reiterstandbild Kaiser Wilhelm des Ersten. Zur Rechten des Herrschers schreitet eine weibliche Idealgestalt, wie ein Bote der göttlichen Macht, welche den Kaiser auf seinen Weg zum Gipfel des Ruhmes und menschlicher Größe geleitete, ihn in Gefahren führte und aus ihnen errettete, dabei, und die, wenn nicht die Zügel des Rosses, so doch ein von dem Gehir herabhängendes, breites Band mit der Rechten hält, während die Linke einen Palmzweig trägt. Es ist eine Gestalt von hoher, wunderbarer Schönheit des Kopfes und aller Körperformen, in der schreitenden Bewegung so elastisch schwingend, erhaben und großzügig, wie keine „irdische Weiber“.

In einer Haltung voll schlichter natürlicher Hoheit steht der Kaiser im Sattel, das Haupt mit dem Helm ohne Busch bedeckt, gekleidet in den weiten Feld-

heroischen Frauengestalten mit Bannern in der einen Hand kraftvoll gezieret werden. Sie sind in Kupfer getrieben. Diesen Quadrigen entsprechen über den rückenständigen Pavillon die Sandsteingruppen „Handel und Industrie“ und „Schiffahrt“. Ueber den beiden anderen Ecken der bogenförmigen Verbindungshalle der Pavillons mit der langen Haupthalle erheben sich symbolische Gestaltgruppen, die „Wissenschaft“ und „Kunst“ darstellen. Die Bekrönung der vier Ecken des in dem Denkmal augetragenen Säulenganges bilden ornamentale Gruppen, welche die vier deutschen Königreiche symbolisieren.

Die Gerbermühle. Eine der Stätten, die durch Güthe ihre Berühmtheit erlangt haben, ist die Gerbermühle bei Frankfurt am Main, die demnachst den Abbruch verfallen soll. Der Frankfurter Bankier Johann Jakob von Willemer, der ein großer Freund der Dichtung war und zu den näherrsten Freunden von Güthe's Mutter gehörte, hatte diese früher Mühle zu einem Landhause ausgebaut, in dem er eine schöne Gastfreundschaft übte. Die Hauptanziehungspunkt seines Hauses übte aber keine dritte Gattin, Marianne von Willemer, Marianne, die aus Linz kam, war als vierzehnjähriges Mädchen mit der Truppe eines Balletmeisters nach Frankfurt gekom-

men und bald darauf von Willemer in sein Haus aufgenommen worden. Im September 1814 heiratete sie mit Einwilligung der Kinder den zum zweiten Mal verheirateten Pfleger. Die hochbegabte junge Frau, die allgemein „die schöne Müllerin“ hieß, bezauerte Güthe, der im August und September 1815 auf der Gerbermühle verweilte. Damals entstand jene einigartige Correspondenz in Berlin, der wir, so köstliche Lieder verdanken. Die junge Frau wußte sich so in Güthe's Sinneseart und Ausdrucksweise hineinzuempfinden, daß die von ihr herrührenden später in „Westfälischen Dichtern“ veröffentlichten Dichtungen lange Zeit als Güthe'se galten. Frau Willemer war die Geheimniß ihrer Mitarbeit, die sie erst nach ihrem Tode (1860) bekannt wurde.

Etwas anderes. Würden Ihnen auch schon mal die Pferde durch's Publikum ausgefallen? — Schaulustiger (eines Vorhabens): „Die Pferde nicht, aber meine Uhr.“ — Plüschtreu. Bäuerin: „Geh, Marie, wech' den Water auf, der schläft schon wieder wie ein Wärr, er soll ja alle halbe Stunde seine Schlaftröpfe nehmen!“ — Ja so! A.: „Aber sagen Sie, wie war es doch möglich, daß die Sanitätscolonne bereits nach drei Minuten den Verband angelegt hatte?“ — B.: „Ganz einfach, sie hat den Verletzten selbst überfahren!“

Ausbraten des Specks. Noch ein zweites Mal in dieser Saison verbandete den Amaganetter Fischer das Signal der Lebensrettungsstation, daß Walffische in Sicht waren. Trodem die Brandung sehr hoch ging und in Folge dessen das Wasserlassen der Boote mit nicht geringen Gefahren verknüpft war, zögerten die Männer doch keinen Augenblick, sich auf das Meer hinauszuwagen. Diesmal bestand die Gefahr nicht mehr vor Ufer und als er von der Hartung getroffen wurde, begann er einen Tanz, der für die Boote beinahe dazwischenlag. Allein

Zuf der Walfischjagd.

Am der äußersten Ostküste von Long Island ist das kleine Fischerdörfchen Amaganetter gelegen, dessen Bewohner ihren Lebensunterhalt dem trügerischen Meer schlicht und recht abgemessen müssen. Trodem in Amaganetter der Fremde vergeblich nach Dods oder größeren Fehrgängen umherschauen würde, hat der Ort an der ganzen Küste doch eine gewisse Berühmtheit, denn dort werden die aus dem hohen Norden kommenden Walfische zuerst beobachtet und mancher Beobachter der Tiefe ist von den weitergehenden Amaganetter Fischer erlegt worden. Während des ganzen Sommers und Herbstes begnügen sich die Fischer, den armen Güten in den Dänen verstreut liegen, mit dem Fange der

ordinären Meeresbewohner, allein vom Nahen des Frühlings bis zum Frühlingsommer halten sie Auszug nach dem aus dem hohen Norden kommenden Walfischen. Die Mannschaften der Lebensrettungsstation bekommen solche in jedem Frühjahr zu Gesicht, allein nicht immer ist die Jagd so erfolgreich wie in dieser Saison. Die Amaganetter Fischer wählten das Gebiet des Ozeans noch in weiter Ferne, als sie jüngst das vollkommene Signal „Walfisch in Sicht“ von der Flaggenstange der Lebensrettungsstation im Winde wehen sahen. Im Nu waren die Mannschaften von fünf Walfischbooten von Amaganetter auf ihren Posten und die gesamte Bevölkerung eilte an den Strand, um der Abfahrt der Boote beizuwohnen und ihre Pflichten der Jagd zu verlernen. Die Boote sind für die Jagd auf Walfische eigens gebaut und mit den besten Ausrüstungen, Harpunen u. s. w. versehen. Die Walfische, es waren ihrer drei, tummelten sich etwa sechs Meilen von

der Küste auf dem Meer, und unter dem Commando von „Antel“ Josph Edwards, der auf mancher Walfischjagd Erfahrung gesammelt hatte, steuerte die kleine Flotille auf das Meer hinaus. Kapit. Edwards sollte die Harpune werfen, allein die Walfische, durch den von den nahenden Booten verursachten Lärm erschreckt, verschwanden in der Tiefe. Ermutigt von der vergeblichen Jagd rübrten die Leute nach der Lebensrettungsstation von Napeague, um dort auszurufen, allein sie hatten dieselbe taum erreicht, als die Walfische abermals in Sicht kamen. Diesmal waren die Jäger vorstichtiger und es gelang Capt. Edwards, seine Harpune einem 40 Fuß langen Walfisch in den Leib zu rammen. Mehrere Meilen weit rasste das brennende Thier durch die Fluth, bis es, vom Wutverlust erschöpft, auf der Oberfläche des Meeres still lag und von „Antel“ Josph's Länge der Gnadendoch erhielt. Der Walfisch wurde an's Land bugstrit, wo sich die Strandbewohner von weit und breit zur Begrüßung der glücklichen Jäger einge-

funden hatten. Am folgenden Tage wurde mit dem Ausbraten des Walfischspecks begonnen. Mit scharfen, spatenhähnlichen Instrumenten wurde der Speck in großen Stücken abgetrennt und auf Wagen nach dem Schuppen gebracht, wo er in mächtigen Ketten ausgelassen wurde. Nachdem aller Thran gewonnen war, wurde das Fischfleisch aus dem Rachen gelöst und das Blut zum Verlaufen an ein Museum präpariert. Der Fisch auf \$2000 belaufende Erlös für Thran und Fischfleisch gelangte zu gleichen Theilen an die Mannschaften der Walfischboote zur Theilung.

„Nun, jetzt habt Ihr ja ein Schweifchen bekommen! Da habt Ihr wohl eine recht große Freude!“ — „O noi! Wir hent g'moin, es komm' no' e' Brüberle — no' häitet mer „de hellige drei König“ mache können!“

„Gut gezogen. Wirst Du heute Abend mitkommen?“ „Meine Frau bedauert ledig!“

„Das letzte Mittel. Martha: „Du glaubst nicht, liebe Emma, wie übel ich mit meinem Dienstmädchen daran bin; es tannt gar nichts tochen, alle Tage gibt es verborbene Gerichte und Verdruß bei Tisch.“ — Emma: „Ganz mein Fall voriges Jahr; mein Mann wollte schon gar nicht mehr zu Hause essen — nun, Gott sei Dank, jetzt schmeckt es ihm wieder vorrefflich!“ — Martha: „Hat Deine Anna nun so gut tochen gelernt?“ — Emma: „Rein, sie nicht, aber ich!“

„O hen. Lieber Arthur, wenn Du den Damen gegenüber so oberflächlich bleibst, wirst Du nie Dein Glück machen!“ „Lieber Water, das verstehst Du nicht, oben schwirmt's Fett!“

„Zeitlich. Richter: „Sie gestehen also, das Schwein gefressen, geschlacht, sogar theils geäußert, und mit Ihrer Familie vier volle Wochen davon gefressen zu haben?“ — Alter beschaffter Wagadumb: „Ja, schon, Herr Richter — aber i mein halt immer, d' war dazu hypnotisirt!“

Zuf der Walfischjagd.

Am der äußersten Ostküste von Long Island ist das kleine Fischerdörfchen Amaganetter gelegen, dessen Bewohner ihren Lebensunterhalt dem trügerischen Meer schlicht und recht abgemessen müssen. Trodem in Amaganetter der Fremde vergeblich nach Dods oder größeren Fehrgängen umherschauen würde, hat der Ort an der ganzen Küste doch eine gewisse Berühmtheit, denn dort werden die aus dem hohen Norden kommenden Walfische zuerst beobachtet und mancher Beobachter der Tiefe ist von den weitergehenden Amaganetter Fischer erlegt worden. Während des ganzen Sommers und Herbstes begnügen sich die Fischer, den armen Güten in den Dänen verstreut liegen, mit dem Fange der

ordinären Meeresbewohner, allein vom Nahen des Frühlings bis zum Frühlingsommer halten sie Auszug nach dem aus dem hohen Norden kommenden Walfischen. Die Mannschaften der Lebensrettungsstation bekommen solche in jedem Frühjahr zu Gesicht, allein nicht immer ist die Jagd so erfolgreich wie in dieser Saison. Die Amaganetter Fischer wählten das Gebiet des Ozeans noch in weiter Ferne, als sie jüngst das vollkommene Signal „Walfisch in Sicht“ von der Flaggenstange der Lebensrettungsstation im Winde wehen sahen. Im Nu waren die Mannschaften von fünf Walfischbooten von Amaganetter auf ihren Posten und die gesamte Bevölkerung eilte an den Strand, um der Abfahrt der Boote beizuwohnen und ihre Pflichten der Jagd zu verlernen. Die Boote sind für die Jagd auf Walfische eigens gebaut und mit den besten Ausrüstungen, Harpunen u. s. w. versehen. Die Walfische, es waren ihrer drei, tummelten sich etwa sechs Meilen von

der Küste auf dem Meer, und unter dem Commando von „Antel“ Josph Edwards, der auf mancher Walfischjagd Erfahrung gesammelt hatte, steuerte die kleine Flotille auf das Meer hinaus. Kapit. Edwards sollte die Harpune werfen, allein die Walfische, durch den von den nahenden Booten verursachten Lärm erschreckt, verschwanden in der Tiefe. Ermutigt von der vergeblichen Jagd rübrten die Leute nach der Lebensrettungsstation von Napeague, um dort auszurufen, allein sie hatten dieselbe taum erreicht, als die Walfische abermals in Sicht kamen. Diesmal waren die Jäger vorstichtiger und es gelang Capt. Edwards, seine Harpune einem 40 Fuß langen Walfisch in den Leib zu rammen. Mehrere Meilen weit rasste das brennende Thier durch die Fluth, bis es, vom Wutverlust erschöpft, auf der Oberfläche des Meeres still lag und von „Antel“ Josph's Länge der Gnadendoch erhielt. Der Walfisch wurde an's Land bugstrit, wo sich die Strandbewohner von weit und breit zur Begrüßung der glücklichen Jäger einge-

funden hatten. Am folgenden Tage wurde mit dem Ausbraten des Walfischspecks begonnen. Mit scharfen, spatenhähnlichen Instrumenten wurde der Speck in großen Stücken abgetrennt und auf Wagen nach dem Schuppen gebracht, wo er in mächtigen Ketten ausgelassen wurde. Nachdem aller Thran gewonnen war, wurde das Fischfleisch aus dem Rachen gelöst und das Blut zum Verlaufen an ein Museum präpariert. Der Fisch auf \$2000 belaufende Erlös für Thran und Fischfleisch gelangte zu gleichen Theilen an die Mannschaften der Walfischboote zur Theilung.

„Nun, jetzt habt Ihr ja ein Schweifchen bekommen! Da habt Ihr wohl eine recht große Freude!“ — „O noi! Wir hent g'moin, es komm' no' e' Brüberle — no' häitet mer „de hellige drei König“ mache können!“

„Gut gezogen. Wirst Du heute Abend mitkommen?“ „Meine Frau bedauert ledig!“

„Das letzte Mittel. Martha: „Du glaubst nicht, liebe Emma, wie übel ich mit meinem Dienstmädchen daran bin; es tannt gar nichts tochen, alle Tage gibt es verborbene Gerichte und Verdruß bei Tisch.“ — Emma: „Ganz mein Fall voriges Jahr; mein Mann wollte schon gar nicht mehr zu Hause essen — nun, Gott sei Dank, jetzt schmeckt es ihm wieder vorrefflich!“ — Martha: „Hat Deine Anna nun so gut tochen gelernt?“ — Emma: „Rein, sie nicht, aber ich!“

„O hen. Lieber Arthur, wenn Du den Damen gegenüber so oberflächlich bleibst, wirst Du nie Dein Glück machen!“ „Lieber Water, das verstehst Du nicht, oben schwirmt's Fett!“

„Zeitlich. Richter: „Sie gestehen also, das Schwein gefressen, geschlacht, sogar theils geäußert, und mit Ihrer Familie vier volle Wochen davon gefressen zu haben?“ — Alter beschaffter Wagadumb: „Ja, schon, Herr Richter — aber i mein halt immer, d' war dazu hypnotisirt!“

Zuf der Walfischjagd.

Am der äußersten Ostküste von Long Island ist das kleine Fischerdörfchen Amaganetter gelegen, dessen Bewohner ihren Lebensunterhalt dem trügerischen Meer schlicht und recht abgemessen müssen. Trodem in Amaganetter der Fremde vergeblich nach Dods oder größeren Fehrgängen umherschauen würde, hat der Ort an der ganzen Küste doch eine gewisse Berühmtheit, denn dort werden die aus dem hohen Norden kommenden Walfische zuerst beobachtet und mancher Beobachter der Tiefe ist von den weitergehenden Amaganetter Fischer erlegt worden. Während des ganzen Sommers und Herbstes begnügen sich die Fischer, den armen Güten in den Dänen verstreut liegen, mit dem Fange der

ordinären Meeresbewohner, allein vom Nahen des Frühlings bis zum Frühlingsommer halten sie Auszug nach dem aus dem hohen Norden kommenden Walfischen. Die Mannschaften der Lebensrettungsstation bekommen solche in jedem Frühjahr zu Gesicht, allein nicht immer ist die Jagd so erfolgreich wie in dieser Saison. Die Amaganetter Fischer wählten das Gebiet des Ozeans noch in weiter Ferne, als sie jüngst das vollkommene Signal „Walfisch in Sicht“ von der Flaggenstange der Lebensrettungsstation im Winde wehen sahen. Im Nu waren die Mannschaften von fünf Walfischbooten von Amaganetter auf ihren Posten und die gesamte Bevölkerung eilte an den Strand, um der Abfahrt der Boote beizuwohnen und ihre Pflichten der Jagd zu verlernen. Die Boote sind für die Jagd auf Walfische eigens gebaut und mit den besten Ausrüstungen, Harpunen u. s. w. versehen. Die Walfische, es waren ihrer drei, tummelten sich etwa sechs Meilen von

der Küste auf dem Meer, und unter dem Commando von „Antel“ Josph Edwards, der auf mancher Walfischjagd Erfahrung gesammelt hatte, steuerte die kleine Flotille auf das Meer hinaus. Kapit. Edwards sollte die Harpune werfen, allein die Walfische, durch den von den nahenden Booten verursachten Lärm erschreckt, verschwanden in der Tiefe. Ermutigt von der vergeblichen Jagd rübrten die Leute nach der Lebensrettungsstation von Napeague, um dort auszurufen, allein sie hatten dieselbe taum erreicht, als die Walfische abermals in Sicht kamen. Diesmal waren die Jäger vorstichtiger und es gelang Capt. Edwards, seine Harpune einem 40 Fuß langen Walfisch in den Leib zu rammen. Mehrere Meilen weit rasste das brennende Thier durch die Fluth, bis es, vom Wutverlust erschöpft, auf der Oberfläche des Meeres still lag und von „Antel“ Josph's Länge der Gnadendoch erhielt. Der Walfisch wurde an's Land bugstrit, wo sich die Strandbewohner von weit und breit zur Begrüßung der glücklichen Jäger einge-

funden hatten. Am folgenden Tage wurde mit dem Ausbraten des Walfischspecks begonnen. Mit scharfen, spatenhähnlichen Instrumenten wurde der Speck in großen Stücken abgetrennt und auf Wagen nach dem Schuppen gebracht, wo er in mächtigen Ketten ausgelassen wurde. Nachdem aller Thran gewonnen war, wurde das Fischfleisch aus dem Rachen gelöst und das Blut zum Verlaufen an ein Museum präpariert. Der Fisch auf \$2000 belaufende Erlös für Thran und Fischfleisch gelangte zu gleichen Theilen an die Mannschaften der Walfischboote zur Theilung.

„Nun, jetzt habt Ihr ja ein Schweifchen bekommen! Da habt Ihr wohl eine recht große Freude!“ — „O noi! Wir hent g'moin, es komm' no' e' Brüberle — no' häitet mer „de hellige drei König“ mache können!“

„Gut gezogen. Wirst Du heute Abend mitkommen?“ „Meine Frau bedauert ledig!“

„Das letzte Mittel. Martha: „Du glaubst nicht, liebe Emma, wie übel ich mit meinem Dienstmädchen daran bin; es tannt gar nichts tochen, alle Tage gibt es verborbene Gerichte und Verdruß bei Tisch.“ — Emma: „Ganz mein Fall voriges Jahr; mein Mann wollte schon gar nicht mehr zu Hause essen — nun, Gott sei Dank, jetzt schmeckt es ihm wieder vorrefflich!“ — Martha: „Hat Deine Anna nun so gut tochen gelernt?“ — Emma: „Rein, sie nicht, aber ich!“

„O hen. Lieber Arthur, wenn Du den Damen gegenüber so oberflächlich bleibst, wirst Du nie Dein Glück machen!“ „Lieber Water, das verstehst Du nicht, oben schwirmt's Fett!“

„Zeitlich. Richter: „Sie gestehen also, das Schwein gefressen, geschlacht, sogar theils geäußert, und mit Ihrer Familie vier volle Wochen davon gefressen zu haben?“ — Alter beschaffter Wagadumb: „Ja, schon, Herr Richter — aber i mein halt immer, d' war dazu hypnotisirt!“

Telegraphie ohne Drähte.

Der Italiener Marconi, welcher noch nicht 22 Jahre alt ist, hat bemerkenswerthe Resultate in der Telegraphie ohne Drähte erreicht. Nachdem er zahlreiche Versuche mit den Herzischen Wellen zu Signalzwecken gemacht hatte, änderte er die Herzischen Apparate wesentlich ab und fand dabei eines Tages ganz zufällig, daß er mit seinem abgeänderten Apparat im Stande war, Wellen zu erzeugen, welche eine ganz andere weitreichende Wirkung besaßen, als die von Herz. Diese Wirkung besteht hauptsächlich in einem unbeschränkten Durchdringungsvorgang, während die Herz'schen Wellen durch Metall und Wasser aufgehalten werden. Er hat im Gebäude des Hauptpostamts zu London auf einer Entfernung von 100 Yards durch acht starke Wände hindurch Depeschen gesandt und empfangen. Er erklärt im Stande zu sein, durch ganz London hindurch von seiner Wohnung zum Hauptpostamt zu telegraphiren. Signor Marconi hält es nicht für unmöglich, späterhin mit seinen Apparaten eine Verbindung zwischen New York und London herzustellen. Er glaubt, daß als erzeugende Kraft hierzu 50-60 Pferdestärken genügen werden. Die Kosten der Anlage würden wahrscheinlich nicht mehr als 10,000 Pfund betragen. Da die Wellen von ihrem Erzeugungsort überall hin gehen, so werden sie allerdings auch alle Orte erreichen.

welche ebenso weit entfernt sind wie New York. Marconi ist aber der Überzeugung, daß es gelingen wird, ihn eine bestimmte Richtung vorzuschieben. Einen besonderen Vortheil erblickt er in der Zubehörmachung der Wellen für Leuchttürme und Leuchttürme u. s. w., wenn Nebel ihrem Licht ein Hinderniß entgegenstellen. Der Apparat läßt sich auch in gleicher Weise auf den Schiffen anwenden, um die Gefahr des Zusammenstoßes von zwei Schiffen für die Zukunft auszuschließen. Sowie sich zwei mit den Apparaten versehene Schiffe einander nähern sollten, würde die Alarmglocke auf beiden Schiffen ertönen, und ein Anzeiger die Richtung des anderen Schiffes anzeigen. Marconi ist der Ansicht, daß seine Apparate sich sehr gut zu Kriegszwecken eignen würden. Mit leichten, kleinen Apparaten seine Städte und Vorposten zu versehen, um eine einfache, sichere Verbindung zwischen Weiden zu erzielen.

Nach Tisch bleibt man in der Regel noch ein Viertelstündchen sitzen, um sich zu unterhalten. Da werden allerlei Scherz vorgetragen, die oft recht unschuldig sind, weshalb denn auch der „Scherzschleifer“ vor unseren Augen Stelle finden möge. Gerade einen Zeller aufrecht auf seine Kniee, die hohe Seite zu dir hingelassen, halte ihn aufrecht, indem du ihn gegen die Tischleiste drückst, und laß ihn etwa 2 Zoll darüber hinausragen.

Nun nimmst du ein Messer, hältst es über diesen improvisirten Schleifstein und bringst mit den Knieen eine zitternde Bewegung hervor, wodurch es bei einigem Uberschub, also von der gegenüberliegenden Seite des Tisches, den Ansehen gewinnt, als befände sich der Zeller in rascher Umdrehung. Dies ist natürlich eine Augen Täuschung, die so vollkommen ist, wie sich, je rascher die durch keine Knie hervorgerochte zitternde Bewegung ist und je gleichmäßiger du sie zu machen vermagst.

„Gut gezogen. Wirst Du heute Abend mitkommen?“ „Meine Frau bedauert ledig!“

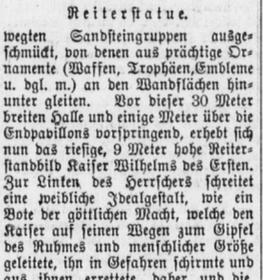
„Das letzte Mittel. Martha: „Du glaubst nicht, liebe Emma, wie übel ich mit meinem Dienstmädchen daran bin; es tannt gar nichts tochen, alle Tage gibt es verborbene Gerichte und Verdruß bei Tisch.“ — Emma: „Ganz mein Fall voriges Jahr; mein Mann wollte schon gar nicht mehr zu Hause essen — nun, Gott sei Dank, jetzt schmeckt es ihm wieder vorrefflich!“ — Martha: „Hat Deine Anna nun so gut tochen gelernt?“ — Emma: „Rein, sie nicht, aber ich!“

„O hen. Lieber Arthur, wenn Du den Damen gegenüber so oberflächlich bleibst, wirst Du nie Dein Glück machen!“ „Lieber Water, das verstehst Du nicht, oben schwirmt's Fett!“

„Zeitlich. Richter: „Sie gestehen also, das Schwein gefressen, geschlacht, sogar theils geäußert, und mit Ihrer Familie vier volle Wochen davon gefressen zu haben?“ — Alter beschaffter Wagadumb: „Ja, schon, Herr Richter — aber i mein halt immer, d' war dazu hypnotisirt!“



Reiterstatue.



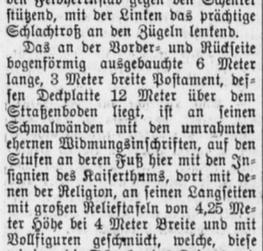
Quadriga.



Die Gerbermühle.



Friedensgöttin.



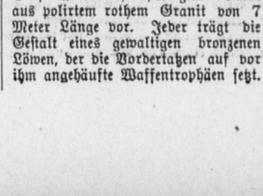
Siegesgöttin.



Friedensgöttin.



Siegesgöttin.



Friedensgöttin.

